# **Das ist kein Liebeslied: Warum man den Minnesang nicht mit der Realität verwechseln sollte.**

Frankfurter Allgemeine Zeitung / 22.05.2015, von [TILMAN SPRECKELSEN](http://www.faz.net/redaktion/tilman-spreckelsen-11104349.html)



© UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK HEIDELBERG.

Alles gut mit Dame und Falke? Was man dem jungen Herrn von Herzen gönnt, war im Minnesang die Ausnahme.

Endlich bekommt der Sänger seine Chance: „Ich vant si âne huote“, berichtet er, „die vil minneclîche eine stân.“ Auf Neuhochdeutsch heißt das in etwa, dass der Mann die Frau, die er schon lange aus der Ferne liebt, unverhofft unter vier Augen antrifft, ohne störende Bewachung. Dann spricht ihn „diu Guote“ sogar noch an und fragt ihn, was ihn hierherführe, an diesen einsamen Ort, wo niemand ist außer der Dame selbst.

Zum ersten Mal mit ihr allein - das ist eine Situation, wie geschaffen für die Darstellung in Liebesliedern, damals wie heute. Für den mittelalterlichen Sänger aber gerät die Begegnung zum Fiasko, wenigstens was seine Hoffnungen auf ein erotisches Abenteuer betrifft. Denn als er die Situation ausnutzen will und der Dame seine Liebe gesteht, weist sie ihn brüsk zurück. Wenn sie ihm nachgäbe, sagt sie, brächte ihm das Ruhm ein, ihr aber nur Schande. Was er sich wünscht, möge er anderswo finden, bei ihr aber „in tausend Jahren nicht“.

**Kann man zugleich Gott und der Geliebten dienen?**

„Ich vant si âne huote“ ist eines der berühmtesten Lieder des Mittelalters. Von seinem Verfasser wissen wir nicht viel mehr als den Namen Albrecht von Johansdorf. Er stammt aus der Nähe von Landau, lebte um die Wende vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert und hat vielleicht Friedrich Barbarossa im Jahr 1189 auf dessen Kreuzzug begleitet. Jedenfalls sind unter den insgesamt dreizehn Texten, die ihm zugeschrieben werden, fünf sogenannte Kreuzlieder, in denen es um die Frage geht, ob man zugleich Gott und seiner Dame dienen kann, also das Kreuz nehmen und im Heiligen Land kämpfen und trotzdem weiter um die Geliebte zu werben vermag.

Dass Albrecht von Johansdorf dieses Problem in seinen Liedern diskutiert, so wie andere Dichter seiner Zeit auch, heißt nun nicht, dass es sich für sie auch in ihrem eigenen Leben stellte. Und wenn sie von hohen, unerreichbaren Damen sangen, von heimlichen Liebesnächten oder schmerzlichen Abfuhren, so spiegeln sich darin eher tradierte Motive dieser Textgattung als reale Erlebnisse. Denn während die Forscher, die in den Jahrzehnten um die Wende zum neunzehnten Jahrhundert die mittelhochdeutschen Epiker und Lyriker wiederentdeckten, in Ermangelung überlieferter Lebenszeugnisse ganze Autoren-Biographien auf die spärlichen Inhalte einzelner Lieder aufbauten, warnen heutige Germanisten schon seit langem vor derlei Schlüssen. Sie verweisen stattdessen darauf, dass die überlieferten mittelhochdeutschen Liebeslieder hoch ritualisiert seien, dass dort dieselben Muster immer wieder durchgespielt würden, dieselben Sprachbilder wiederkehrten und dass man das dort Geschilderte ganz sicher nicht blind als autobiographische Äußerungen ansehen dürfe. Es geht um etablierte Rollen sowohl der liebenden Herren wie der geliebten Damen, um das Spiel von Werben, Gewähren und Versagen, und man kann davon ausgehen, dass für die Zuhörer die Abweichungen von der Norm interessanter waren als die Erfüllung des jeweiligen Musters.

Realismus in der Darstellung ist dann das Letzte, was den Künstler und seine Zuhörer interessiert. So singt etwa ein gewisser Johannes Hadlaub davon, wie er von seiner Dame, der er seit seiner Kindheit dient, nie beachtet wird. In Minneliedern ist das fast schon normal. Ungewöhnlich ist, dass sich nun ein paar „irbarmende herren“ einmischen. Sie bringen den Verliebten zu seiner Dame, die sich wie gewohnt abwendet, und legen seine Hand in ihre. Dass die Dame nun in die Hand des Ritters beißt, nützt ihr nichts, denn die „mitleidigen Herren“ zwingen sie nun, ihrem Verehrer etwas zu schenken, was sie immer bei sich getragen habe. Sie wirft ihm ihre Nadelbüchse zu, aber so zornig, dass die Herren finden, das könne sie doch gewiss etwas freundlicher tun. Also gibt sie ihm die Büchse ein zweites Mal.

**Minnelied? Ach was, das ist reine Schmeichelei**

Dass dieser Zwang dem Anbeter die Sympathie der stolzen Dame einträgt, mag man bezweifeln. Aber darum geht es dem Sänger auch gar nicht. Denn gut die Hälfte des Gedichts nimmt der Lobpreis auf die Herren ein, die ihm geholfen haben und die er nun namentlich in hierarchischer Reihenfolge nennt, vom Konstanzer Fürsten über den Grafen von Toggenburg bis hin zu Herrn Ruodolf von Landenberg. Aus dem Minnelied wird so auf einmal ein Preislied hoher Herren, deren Gunst sich wahrscheinlich für den Sänger in ganz anderen Wohltaten ausdrückt als im Zusammenführen mit der Geliebten.

Unter den genannten Herren ist auch ein Rüedge Manesse, aus Dokumenten als Zürcher Bürger und Zeitgenosse des Dichters um die Wende zum 14. Jahrhundert bekannt. Sehr wahrscheinlich ist er auch Auftraggeber einer Handschrift, ohne die wir von einem erheblichen Teil der mittelhochdeutschen Minnelyrik gar nichts wüssten - genannt „Codex Manesse“ oder „Große Heidelberger Liederhandschrift“. Sie gelangte aus Zürich nach Heidelberg in den Besitz der Kurfürsten und wurde im 17. Jahrhundert nach Paris gebracht. Erst Anfang 1888 gelang es dem deutschen Buchhändler Karl Ignaz Trübner, die Handschrift für das Deutsche Reich zurückzukaufen. Seither wird sie wieder in Heidelberg aufbewahrt.

**Die vollständigste Liedersammlung des Mittelalters**

Ihre immense Bedeutung für die Überlieferung mittelhochdeutscher Lyrik wurde bereits im 18. Jahrhundert erkannt, und wo diese ediert wird, dient der Codex in der Regel als Referenz. Er enthält auf heute noch 426 Pergamentblättern 140 Textsammlungen zu einzelnen Autoren, von denen 137 auf je einer ganzen Seite dargestellt sind. „Die Handschrift ist“, schreibt der Heidelberger Altgermanist Lothar Voetz in einer soeben erschienenen großen Studie zum Codex Manesse, „von Anfang an auch auf Repräsentation angelegt. Jedoch genoss das Prinzip der Vollständigkeit - und damit verbunden der grundsätzlichen Offenheit und Erweiterungsfähigkeit der Sammlung - wohl unbedingten Vorrang.“ Als Belege dafür nennt Voetz die „zum Teil nie geschlossenen größeren Lücken“ innerhalb einzelner Textsammlungen und an deren Ende „die vielen freien Räume und leeren Seiten“.

Obwohl die angestrebte Vollzähligkeit naturgemäß nicht erreicht werden konnte, enthält der Codex Manesse mehr als 5200 Strophen von berühmten Autoren wie Heinrich von Veldeke, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Reinmar von Zweter, aber auch Texte von weniger bekannten Dichtern wie Johannes Hadlaub, dessen Lieder praktisch nur im Codex Manesse überliefert sind.

Die Minnesänger traten vor höfischem Publikum auf, gefördert von Adligen, die mitunter - wie beispielsweise König Wenzel II. von Böhmen, Markgraf Otto IV. von Brandenburg oder der deutsche Kaiser Heinrich VI. - auch selbst Lieder schrieben. Sie lebten im Gefolge ihrer Herren oder zogen von Burg zu Burg, wahrscheinlich waren auch einige von ihnen Kleriker. So wenig konturiert bei den meisten von ihnen der soziale Status ist, sowenig wissen wir über die Aufführungspraxis der Lieder bei Hof. Unbestritten sei immerhin, schreibt der Basler Altgermanist Gert Hübner, „dass höfische Liebeslieder auch im 13. Jahrhundert einstimmig und solo vorgetragen wurden. Unklar ist dagegen die Regelmäßigkeit und das Ausmaß von Instrumentalbegleitung; höfische Liebeslieder könnten durchaus auch a cappella gesungen worden sein.“

**Aber wie klangen die Lieder?**

Zeitgenössische Melodien aber sind zu den allermeisten dieser Lieder nicht überliefert worden. Und wo es sie gibt, ist ihre Notation weit weniger verbindlich als unsere heutige. Spekulieren kann man immerhin über den Zusammenhang einzelner mittelhochdeutscher Lieder und Vorlagen aus dem okzitanischen Raum, zu denen Melodien notiert wurden. Aber auch hier gilt, dass die Tonhöhen zwar in Relation zueinander festgehalten sind, der Rhythmus aber Auslegungssache ist. „Sosehr man es bedauern muss: Die musikalische Seite auch des späteren Minnesangs bleibt uns mangelnder Quellen wegen so gut wie ganz verborgen“, schreibt Hübner.

Deutlich ist immerhin, dass die Praxis, Metrik und Inhalte der gefeierten höfischen Liedpraxis der südlichen und westlichen Nachbarn als Vorlage für Texte der eigenen Sprache zu nehmen, ungemeinen Einfluss auf die Entwicklung der mittelhochdeutschen Literatur ausgeübt hat. Auch das Konzept der sogenannten Hohen Minne, in dem es um die Verehrung einer unerreichbaren Dame geht, entstammt der okzitanischen Welt der Trobadore. Allerdings reicht das thematische Spektrum der Minnesänger weit über dieses Konzept hinaus. Da sind etwa die sogenannten Tagelieder, in denen der anbrechende Morgen die heimlich Liebenden aufstört, oder auch Verse wie die berühmte „Prahlstrophe“ des Kürenbergers, in der er Frauen und Vögel miteinander vergleicht: „Wip unde vederspil“, so heißt es da, würden leicht gefügig, man müsse nur eben wissen, wie. Wenn er jedenfalls daran denke, meint der Sänger, dann stehe ihm „hôhe mîn muot“ - er ist zufrieden mit sich und der Welt.

Vor solchen Prahlhänsen hütet sich die angesungene Dame Albrechts von Johansdorf zu Recht. Das heißt nicht, dass sie nicht auch möchte, dass ihr Verehrer „hôchgemuot“ ist, nur eben anders. Ob ihm denn all sein Weinen und Klagen, Dienen und Singen so gar keinen Lohn einbringe, fragt der Sänger die kühle Geliebte. Schon, antwortet sie, und ihre Worte gehören zu den heute meistzitierten Wendungen, wenn man das Prinzip der Hohen Minne erklärt: weil allein die Liebe zu ihr einen besseren Menschen aus ihm mache. Im Original: „Daz ir dest werder sint und dâ bî hôchgemuot.“

Literatur:

Lothar Voetz, „Der Codex Manesse“. Verlag Lambert Schneider, Darmstadt 2015. - Ingrid Kasten (Hrsg.), „Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalters“. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a. M. 2005. - Burghart Wachinger (Hrsg.), „Deutsche Lyrik des späten Mittelalters“. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt a. M. 2006. - Gaby Herchert, „Einführung in den Minnesang“. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2010. - Gert Hübner, „Minnesang im 13. Jahrhundert“. Verlag Gunter Narr, Tübingen 2008.

Ein Digitalisat des Codex Manesse findet sich online unter <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848>